



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Römisches Straßenleben. 1.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Römisches Straßenleben.

1.

Keine Stadt des Continents hat eine so interessante Physiognomie wie Rom. Der weite Mauerkreis umschließt drei in ihrem inneren und äußeren Wesen durchaus verschiedene Städte. Die eleganteren, civilisirteren Stadttheile in der Nähe des Corso, der Via Babuina, des Spanischen Platzes und auf den Abhängen des Pincio zeigen meist breite Straßen, wohlgetünchte Häuser, Gasbeleuchtung, sauber gekleidete Menschen, viele und elegante Equipagen; es ist das Fremdenviertel. Wendet man sich seitwärts in die Stadttheile des alten Marsfeldes zwischen dem Corso und der Tiber, in jenes Chaos von Gassen, Gäßchen, kleinen Plätzen, fünf bis sechs Stock hohen Häusern, Schmutz- und Kechrichthausen, so ist man mitten in dem lärmenden Treiben einer acht römischen Bevölkerung. Wo irgend Raum vorhanden, haben Trödler und Obsthändler sich etablirt, die Parterres der Häuser sind abwechselnd zu unscheinbaren Läden, dunklen Cafés und Trattorien, zu Stallungen, Waaren- und Wagenremisen, Handwerksstätten zc. benutzt; zuweilen das geschwärzte, architektonisch prächtige Portal eines Palazzo, der dem Wappen an den Mauern zufolge Eigenthum einer Nepotenfamilie, oder auch Sitz irgend eines fremden Consuls ist; zuweilen Reste antiken Mauerwerks, marmorne Säulen und Frieße, häufig die zopfige Facade einer Kirche. Aus allen Fenstern der höheren Stockwerke hängt Wäsche auf langen Leinen, die mittelst hölzerner Stangen von den Mauern abstehend erhalten werden, zum Trocknen hinaus, und trübe Fensterscheiben, vergilbte Vorhänge lassen auf keine sehr wohlhabende Bevölkerung schließen. Auf den Straßen mischt sich der Städter in gleicher Zahl mit dem Landmann; Menschen, Thiere und Wagen drängen sich in regem Verkehr bunt durcheinander; trübe Dellampen der Straßenbeleuchtung und vor den Heiligenbildern dienen mehr dazu die Finsterniß erkennen zu lassen, als sie zu erhellen. Es sind dies die Stadtviertel, in denen die Mittelklasse, die Handel und Gewerbe treibende Bevölkerung wohnt. Die Stadttheile von Trastevere, ai Monti, die Villen und Bignen, die das große Trümmerfeld des Esquilin, Cälio, Palatin und Aventin bedecken, sind von der niederen städtischen oder einer durchaus ländlichen Bevölkerung eingenommen; der Verkehr ist dort kein bedeutender, desto größer aber Roth und Unrath in und außer den Häusern.

Es ist um die Zeit des Frühlingsanfangs, Morgens 7 Uhr. Wir wohnen an der Piazza Barberini, die in der Nähe des Fremdenviertels gelegen ist; denn die Via Felice und ihre Fortsetzung, die Via delle quattro Fontane durchschneiden sie, während von der anderen Seite, von der Porta Salara und Porta Pia her, der Verkehr des Campagnavolkes, das die Stadt mit Lebensmitteln versieht, sich über den Platz durch die Via del Tritone weiter in die

Stadt hineinzieht. Wir sind erwacht von dem Geräusch des regen Verkehrs, von dem Lärm rollender Wagen und der Verkäufer, die ihre Waaren mit lauter Stimme ausrufen; die Morgensonne scheint freundlich in unser Zimmer hinein, wir treten ans Fenster, öffnen dasselbe, um die kühlende, erfrischende Luft eindringen zu lassen.

Vor uns baut sich auf dem Nordabhange des Quirinal der prächtige Palast Barberini auf, alle anderen Gebäude der Nachbarschaft weit überragend, die Häuser, welche den Platz einfassen, haben ein freundliches Aussehen; zu ebener Erde Bildhauerateliers, Cafés, kleine Läden von Handwerkern, Bäckern, Schlächtern zc.; das erste und zweite Stockwerk von Fremden bewohnt, was aber keineswegs hindert, daß zu allen Fenstern Bettwäsche und Leibwäsche beiderlei Geschlechts hinaushängt; dem Himmel zunächst die großen Bogensenster von Malerateliers. In den Hausthüren stehen Frauen und Mädchen, welche ihr volles, schwarzes Haar kämmen und ganz ungenirt ihre Morgentoilette beenden; Handwerker arbeiten vor den Thüren im Freien; hier ein Schuster, umgeben von Hügeln alten Schuhwerks, er im lauten Selbstgespräch; dort ein Tischler, noch weiter ein Böttcher. Am Fuße der Häuser haben sich Boutiquen von Straßenküchen, Grünzeug und Obsthändlern etablirt, vor denen ein reger Verkehr von Landleuten und Dienstmägden stattfindet. An einer Stelle, wo sie den Raum freigelassen haben, steht mißmuthig herabhängenden Hauptes, auf einer mageren Streu ein rauhaariges Maulthier, dessen Hautfarbe man wegen des anklebenden Schmutzes nicht erkennen kann; da ist unter freiem Himmel, trotz Frost, Regen und Unwetter des Thieres Nachtquartier den ganzen Winter hindurch gewesen, nachdem es die mühevolle Arbeit des Tages vollbracht hatte, und das seines Herren in der Nähe unter dem Karren. In der Mitte des Platzes sprudelt die Fontaine del Tritone, das Meisterwerk des barocken Bernini, ihren dünnen Wasserstrahl hoch in die Luft; der Boden ist eingesunken und bildet eine sumpfige Pfütze, zu welcher Pferde, Ochsen, Esel und Maulthiere zur Tränke gebracht werden. Ein Verkäufer alter und neuer Kleidungsstücke hat sich auf der Einfassung des Bassins niedergelassen, ist in eifriger Unterhandlung mit einem Trupp von Landleuten begriffen, deren einer soeben ein Paar Hosen anprobirt. Zahlreiche Ausrufer bewegen sich über den Platz: „Ricotta fresca!“ eine Lieblingsspeise der Italiener, „Eccolo pesce! Eccolo fravole!“ so die Verkäufer von Fischen oder Kirschen; „Cerase col' padrone in casa!“ d. h. „Kirschen mit dem Herrn (Made) im Hause“, auch ein Vorzug, den nur Italiener zu würdigen verstehen; und an dem Tonfalle des gesangartigen Rufes erkennt man den Verkaufsartikel, ohne die Worte zu verstehen. Mit furchtbar gellender Stimme tragen die Weiber Grünzeug und Brod herum; alle Lebensbedürfnisse werden ins Haus gebracht, denn die Sitte beschränkt das Auslaufen weiblicher Dienstboten auf ein Minimum, und beim Miethen der-

selben wird von den Angehörigen sehr oft die Bedingung gestellt, das Mädchen nie allein auf die Straße zu lassen, eine Bedingung, die in dem heißen Blute wohl genügenden Grund haben mag. Die Donna aus dem Bürgerstande geht Arm in Arm mit ihrem Mädchen, wenn sie Einkäufe zu besorgen hat, beide gegenseitige Tugendmeisterinnen oder — gemeinschaftliche Sünderinnen.

Eine Ziegenherde rastet dort an der Straßenecke, die Köchinnen kommen mit Töpfen herbei, jede ihren Bedarf an Milch unmittelbar vom Thiere entnehmend; ist die eine Straße versorgt, so zieht die Herde zur nächsten weiter, bis ihr Rayon durchtrieben ist, da, wo sie Halt macht, mannigfache Spuren ihrer Gegenwart hinterlassend. Die Ziegen mit ihrem gutmüthigen Humor sind ein Gaudium für die Kinder, ein Schrecken der Hunde, und nur der weiße langhaarige Genosse des Hirten ist ihnen eine vertraute Persönlichkeit, mit der sie auf dem besten Fuße leben. Schnüffelnd und blasirt schlendert der Campagnahund an den Häusern entlang, verächtlich seine städtischen Geschlechts-genossen ignorirend, wie der kräftige, rauhe Sohn des Sabiner Gebirges den römischen Stutzer, den Paino, geringschätzt. Gegen Mittag treiben die Hirten wieder zur Stadt hinaus, den Weideplätzen in der Campagna zu.

Von der Porta Salara klingelt und bimmelt ein langer Zug beladener Pferde daher. Das Campagnapferd ist ein kleines, starkknochiges, ungemein dauerhaftes Thier, mit zottigem Haar, struppiger Mähne, langem Schweife. Im Frühjahr, wenn die unabsehbaren Flächen im üppigsten Grün prangen, wenn sie mit einem Teppich der dustigsten Blumen und Kräuter sich schmücken, dann ist es ein prächtiger Anblick, diese Thiere zu vielen Hunderten auf den Weideflächen zu sehen, wie die berittenen Hirten mit ihren langen lanzenartigen Stäben, den Carabiner vorn quer über den Sattel gelegt, die Herde überwachen; wie sie in den geschicktesten Wendungen eins der Thiere umkreisen, erst im weiten Bogen, dann immer enger und enger; wie sie mit vollendeter Gewandtheit ihm endlich den Lasso um den Hals schleudern und das kluge Pferd, welches wohl weiß, um was es sich handelt, den Verfolgern zu entgehen strebt; wie, wenn der Wurf mißlungen, die ganze aufrührerische Herde mit erhobenem Haupte und Schweife und geöffneten Rüstern über die Fläche dahin jagt und der Hirt sein „*accidente si ammazato, si scanato*“ in den Bart murmelnd, die mühevollen Arbeit von Neuem beginnt. Man züchtet das Pferd hauptsächlich für den Gebrauch als Lastthier. Frühmorgens ziehen ganze Karavaneen zur Stadt hinein; voran auf hohem Sattel, die mit langen Ledergamaschen geschützten langbespornten Beine hin und herbaumelnd, der kriegerisch aussehende *padrone* des Zuges, den Mantel über die linke Schulter geworfen, so daß er den unteren Theil des Gesichts verbirgt, den Hut tief ins Gesicht gedrückt, das Pferd mit scharfer Randare gezäumt. Andere lanzenbewehrte Reiter trotten hinter und neben dem Zuge. Eins genau hinter dem anderen, jedes mit

Klingeln am Halse, ohne Zaum, das Getreide oder die Waaren auf mächtigem Packfattel, so ziehen die Lastpferde langsam den Speichern in der Stadt zu. Ist die Last abgeliefert, dann versammeln sie sich zu Hunderten um die öffentlichen Brunnen; gegen Mittag wird der Rückweg angetreten. Der Leitgaul kennt genau den Weg durch die winkeligen Gassen zum Thore hinaus; in kurzem passartigem Trabe, die Führer nachlässig hinter dem Zuge, zuweilen durch Zuruf die Heerde ermunternd, eine Wolke Staubes aufwirbelnd, so geht es wieder in die Campagna; zwanglos bleiben einzelne Thiere bei besonders verlockenden Gräsbüscheln am Wege stehen, um nachher in langem Galopp den Zug wieder einzuholen. Und noch lebendiger ist das Bild, wenn eine Heerde junger Pferde, um von einem Ufer auf das andere zu gelangen, durch die bevölkerten Straßen der Stadt getrieben wird. Trübselig nagt der mit allen Knochenfehlern behaftete Karrengaul an dem Heubündel, das ihm sein Peiniger vorn an den rechten Arm der Gabeldeichsel gebunden hat und schaut theilnahmslos auf die munteren, springenden, hintenausschlagenden Füllen hin; in einem Fiakergaul regen sich vielleicht jugendliche Erinnerungen und verlocken ihn zu einigen Extravaganzen; der stolze Clevelander vor der Karosse spitzt ganz verwundert die Ohren; uns aber, den polizeilich so gut geschulten Deutschen, will solche Zwanglosigkeit gar nicht recht in den Sinn passen.

Zahlreich kommen hohe zweirädrige Ochsenkarren zu den Thoren herein. Ein merkwürdiges Gestell, solch ein Karren, ein Gefährt der allerprimitivsten Art; die Räder 8 bis 9 Fuß im Durchmesser, das Geleise wohl 7 Fuß breit. Auf der Achse balancirt eine Bretterlage, die mit Fässern, Kisten und Kornsäcken thurmartig beladen ist, und da, wo die Deichsel beginnt, ein aus Holz und Häuten construirter Schirm, welcher, drehbar, dem Karrenführer Schutz gegen die Sonne, den Wind und den Regen gewährt. An einem solchen Karren hängt ein Wirwar von Töpfen, Flaschen, Bündeln und Stricken herum, das die ambulante Einrichtung des Führers ausmacht, der oft mehre Tagereisen weit herkommt und gewohnt ist im Freien zu campiren. Der Mensch steht aufrecht und lenkt mit einem langen Stabe das Gespann der weißen, breit und gewaltig gehörnten Stiere von demselben Schlage, wie ihn schon die Reliefdarstellungen der Alten aufweisen. Das Campo Vaccino, das Forum Romanum, in dessen Nähe die Magazine der Regierung, ist der Sammelplatz dieser Karren, wo sie in eine Art von Wagenburg auffahren, die Thiere aber träge und wiederkäuend im Sonnenschein lagern.

Auf leichtem Behikel, das Pferd phantastisch mit Federbusch, bunten Quasten und Messingbeschlägen aufgepuzt, jagt ein mercante di campagna oder Tenutenbesitzer über den vor uns liegenden Platz, seine schwarzäugige Donna neben sich auf dem Sitze. Auch eine Rinderheerde kommt daher, von berittenen Hirten geleitet; einer der Stiere, von Heimweh erfaßt, wie von einer fixen Idee

befessen, macht plötzlich Kehrt und jagt des Wegs zurück, den er eben gekommen ist; der Hirt aber wirft sein Roß auf dem Hintertheile kurz herum, jagt dem Flüchtlinge nach und sucht ihm den Vorsprung abzugewinnen; hat das flüchtigere Pferd ihn überholt, so bringt ihn ein schwerer Schlag auf das Haupt zur Vernunft; der Reiter schneidet ihm den Weg ab, und der Och trabt wieder seinen Genossen nach, um zur Schlachtbank geführt zu werden.

Anweit der Piazza Barberini liegt die merkwürdige Kirche und das Kloster der Kapuziner, der Proletarier unter den Mönchen, welche deshalb die einzigen sind, die sich noch einer gewissen Popularität erfreuen; einen Theil ihres Klosters haben sie rothen französischen Husaren abtreten müssen, und die Glocken der Kirche mischen ihre Töne mit kriegerischen Trompetensignalen. Paarweise ziehen diese Mönche, ich weiß nicht wohin, an uns vorüber; die braune Kutte, emporgehoben, läßt die nackten Beine von den Sandalen der schmutzigen Füße bis zum Knie sehen. Es sind schöne, charakteristische, ehrwürdige Köpfe, aber auch manche Galgenphysiognomien darunter. Ihnen folgt eine Schwadron Husaren, die Reiter abgesehen, vorsorglich die Pferde auf dem Steinpflaster am Zügel führend.

Man sieht in Rom mehr wie in irgend einer anderen Stadt die Nationaltracht des niederen und des Landvolkes auf den Straßen. Das liegt zum Theil daran, daß das Volk mit großer Zähigkeit an seinem Costüm festhält, zum anderen Theil, weil der weite Mauerkreis eine ländliche Bevölkerung von Ackerbauern, Winzern und Gärtnern umschließt. Es ist ein ungemein buntes, unterhaltendes Treiben auf diesem Barberini'schen Plage.

Wir aber kleiden uns an und begeben uns ins Café Greco auf der Via Condotti, um unser Frühstück nach römischer Sitte nicht zu Hause, sondern im Café einzunehmen. Wir biegen vom Plage ab in die Via Felice. Aus dem Eckhause ruft uns die weißgekleidete Gestalt eines Kochs und Trattoriemirthe ein deutsches „Guten Morgen“ zu; neben der niedrigen unscheinbaren Eingangsthür steht in großen Lettern „deutsche Küche“. Es ist der Carlyn, eine der besten und zugleich eine der unsaubersten Trattorien, die namentlich von deutschen Künstlern und päpstlichen Offizieren viel besucht wird. Ein feister Hammel lagert, wie anderwärts wohl ein Hund in der Hausthür, ein lebendiges Aushängeschild, das auch wohl in der Nachbarschaft umherspaziert, um aus dem Straßentebricht die Reste der Kohl- und Salatblätter sorgsam auszulesen, und das an Feiertagen mit rothen, in die Wolle eingeflochtenen Bändern geschmückt ist. Weiter die Via Felice nach dem Pincio hinaufgehend, schauen wir an den Fenstern blauäugige und blondhaarige Köpfe und englische Gesichter, denn wir sind in der Fremdenstraße par excellence. Ueber jeder Hausthür die Inschrift „chambres et appartements à louer, camere d'affittare“. An der nächsten Straßenecke und vor der Thüre der Madonnenkirche haben Kinder auf

einem Stühlchen eine elende Lithographie mit dem Bilde der Mutter Gottes und dem Christuskindlein oder auch wohl eine bunte Puppe mit einem Lichtstümpfchen davor aufgestellt und betteln den Vorübergehenden an um einen bajocho per la Madonna, per la pupazza; und weiter oben, an der Ecke der Via Pinciana jene Bude der Gemüse- und Fettwaarenhändler, um den die reizende Gruppe der Landleute in den allermalerischsten Costümen gelagert ist, Männer, Frauen und Kinder, ist festlich geschmückt, wie alle ihres Gleichen, mit Laubgewinden und bunten Lämpchen. Denn ist die Fastenzeit vorüber, so verwandeln sich die Buden aller Kleinbändler in Tempelchen; in der Umgebung von Kohlköpfen, Apfelsinen, Wurst, Käse und Schinken, das Bild, nicht des Wurst- oder Käse-Gottes, sondern dieses oder jenes Schugheiligen oder irgend eine Darstellung aus dem Leiden Christi, in naivster Weise aufgefacht. Die Landleute, im malerischen Costüm der Abruzzen, jene schönen Weiber, stattlichen Männer und lieblichen Kinder sind — Modelle; das harmlose Bölkchen hat in der Nähe seine Wohnungen und treibt sich den ganzen Tag auf der Via Felice oder auf der großen Treppe des Spanischen Platzes herum, zur Disposition für die Bedürfnisse der Maler und Bildhauer. Schade, daß diese Gestalten, diese Köpfe, würdig des Pinsels eines Velasquez, diese wunderbar fleidsame Tracht, daß das alles Flitterwerk, alles unächt ist, denn nur wenige von ihnen haben das Land gesehen, welches sie darstellen. Das italienische Volk sieht durchaus anders aus, als wir gewohnt sind, es auf Bildern zu sehen; wer längere Zeit in Rom gewesen, erkennt, nach Deutschland zurückgekehrt, auf den italienischen Bildern der Ausstellung alle bekannte Gesichter heraus; in einer reizenden Albanerin, Cervaresin, Nettuneserin zc. die Stella, die Tota, Alessandra, wie sie alle heißen, die in Rom in der Purificazione Nr. so und so wohnen, und das Albaner und Sabiner Gebirge, die Küsten von Nettuno nur von Rom aus gesehen haben; aber gerade in Italien bewahrt jeder Ort seine durchaus charakteristische Eigenthümlichkeit, die sich nicht bloß in der Tracht, in der Art und Weise, die Tovaglia zu falten, sondern im ganzen Wesen ausspricht, und ein geübtes Auge erkennt unter den Massen des Landvolkes in Rom an dieser oder jener Eigenthümlichkeit genau den Heimathsort eines jeden heraus. Das Volk ist in seiner Heimath über alle Maßen schmutzig und eignet sich selten dazu, in lieblichen Genrebildern wiedergegeben zu werden.

Steigen wir nun von der Trinita del Monte die Königin aller Treppen nach dem Spanischen Platz hinab, so finden wir wieder auf den Stufen malelisch gruppirt die Modelle, und ist es im Herbst ihre guten Freunde die Pifferari. Diese kommen im November aus den Bergen nach Rom, räuberartige Gestalten, singen vor den Madonnenbildern zum Dudelsack und zur Flöte ihre eigenthümlichen Weisen, wie einst die Hirten des gelobten Landes zur Wiege Christi kamen. Da steht auf einem der Treppenabsätze ein französischer Wacht-

posten, um zu verhindern, daß dieser frequentirte Ort, ein Centrum der eleganten Welt, nicht verunreinigt werde, und der deshalb jedes Stillestehen durch ein herrisches „Passez“ verhindert. Italiener verrichten ohne Scheu auf öffentlicher Straße, an Thüren, Mauern, Säulenhallen und auf Spaziergängen dasjenige, wozu man bei uns abgelegene Winkel und womöglich behagliches Alleinsein hinter Schloß und Riegel aussucht; sie lösen jene Fragen, die der Berliner Straßenpolizei so viel zu schaffen machen, auf eine ebenso einfache als natürliche Weise. Ein „dieser Ort darf nicht verunreinigt werden“ würde in Rom nur eine lächerliche Forderung sein, wo man Kreuze und Heiligenbilder vergeblich an diejenigen Stellen malt, die man rein zu erhalten wünscht und wo man an die Kirchenmauern durchaus erfolglos: *Rispettate la casa di San Pietro Apostolo, della Santissima Madonna, etc.* schreibt. Vielleicht ist das Drohen mit dem göttlichen Zorn im alten Rom erfolgreicher gewesen; denn daß man schon damals seine Zuflucht dazu nehmen mußte, beweist eine alte Inschrift, die man in dem Titus-Thermen fand: „*Si quis hic minxerit aut cacavit, iratos deos habeat Jovem, Dianam etc.*“ Ein alter Krüppel ohne Beine ist die einzige Person, die der französische Soldat dort oben neben sich duldet, der Alte, der jedem Vorübergehenden *buon giorno Signore* oder *Signorina* zuruft und mit seiner Bettelei ganz gute Geschäfte macht; denn er soll eine seiner Töchter bereits durch eine Mitgift von 12,000 Scudi ausgestattet haben und jetzt an der Mitgift für die zweite sammeln. Am Fuße der Treppe hat ein Mensch Platz genommen, der aus dem Scheeren von Hunden ein Gewerbe macht. Vor dem *Café Greco* in der *Via Condotti* sind Stühle, Bänke und Tische weit in die Straße hinausgerückt; denn es ist italienischer Mai, und man zieht den Aufenthalt im Freien dem höhlenartigen Raum des Inneren vor; es ist eins der vornehmsten *Cafés*, hauptsächlich von Fremden, namentlich von deutschen Künstlern besucht. Die *Augsburger Allgemeine* ist ein gesuchter Gegenstand, das einzige deutsche Journal in Rom, fast in allen *Cafés* vorhanden; sie ist natürlich von zwei und drei und mehr Personen schon im Voraus mit Beschlag belegt, und so geben wir der Aufforderung eines der vielen Jungen nach, die mit einem kleinen Apparat zum Schuh- und Kleiderreinigen herbeieilen und erfahren, wie schmutzig wir seien. Während der Operation des Gereinigtwerdens schlürfen wir unsern Kaffee und verspeisen ein Gebäck, das man hier nach den Wiener Gipseln: „*guipfle*“ benennt. In dem Hause drüben wohnt im Parterre Herr Spillmann, der berühmteste Restaurateur Rom's, nicht ein Restaurateur alter Bilder, sondern der Bereiter feiner, schmackhafter Speisen, die derjenige genießen kann, welcher im Stande ist, für sein Couvert an der *table d'hôte* einen Scudo, ohne Wein, zu bezahlen. Aber die künstlerisch arrangirte Gruppe von Wild, ein Rehbock, ein Stachelschwein auf einem Hügel von Schnepfen, Fasanen und den verschiedensten Arten wilder Enten würden

das Auge jedes Gourmands und jedes Jagdliebhavers entzücken. In den höheren Regionen des Hauses scheinen Neulinge angekommen zu sein, von denen sicherlich einer die Prätension gestellt hat, daß seine Garderobe im Hause gereinigt werde, denn wir sehen, wie die Dienstmagd, nachdem sie eine Ladung trüben Wassers auf die Straße hinabgegossen hat, erst ein Pantalon, dann einen Oberrock zum Fenster hinaushält und einige Mal damit hin und her weht, wie sie die Schuhe angreift und mit dem Ärmel ihres Kleides ein oder zweimal flüchtig darüber hinstreift. Das ist es, was das liebe italienische Kind Kleiderreinigen nennt. Daß wir, seit wir unsere Wohnung verlassen haben, schon unendlich oft angebettelt worden sind, versteht sich von selbst; man wird in Rom sehr bald so daran gewöhnt, daß man es gar nicht mehr merkt. Nur vor dem ersten Male des Gebens muß man sich hüten; denn von diesem Augenblicke an wird man von dem Empfänger als eine regelmäßig auszunutzende Domain betrachtet, während die Bettler den Nichtgeber allmählig kennen und ignoriren lernen. Gewiß werden sie sich nie an einen Römer, sondern nur an Fremde wenden. Die Männer verstehen sich ebenso wenig auf das Geben wie die Weiber auf das Verweigern, sagt ein Sprichwort. In keinem Lande der Welt gibt es so bedeutende Vermächtnisse, Stiftungen, Verbrüderungen zur Linderung und Abhülfe der Armuth, so großartige öffentliche Anstalten zur Heilung kranker oder verunglückter Menschen. Charità ist eine Sache des bürgerlichen Lebens und berechtigt auf künftige Berücksichtigung im Himmel; weil aber ein jeder zeitig und regelmäßig Bedacht nimmt, dieser Pflicht seine Schuld abzutragen, seine Termine und Fristen hat und beobachtet, so fühlt sich niemand verpflichtet und aufgelegt, der Detailbettelei entgegenzukommen. Geht man um die Mittagsstunde bei einer Klosterpforte oder Kasernenthüre vorüber, so wird man dicht gedrängt, Kopf an Kopf, Haufen von Männern, Weibern und Kindern bemerken, jeder einen Topf in der Hand; es sind die Pranzatori, die Mittagesser; die Mönche und die französischen Soldaten geben von dem Ueberflusse ihrer Mahlzeit.

Begleite uns nun, gütiger Leser, auf einem Spaziergange, einem Kreuz- und Querzuge durch die Stadt.

Wie classisch doch diese Menschen aussehen! Keine unklaren verschwommenen Gesichter; markirte, scharfgeschnittene Profile, dunkle Augen mit langen Wimpern und geschwungenen Brauen, wie schön der Ansatz des Haupthaares an die Stirn! Welche vollen, kräftigen Gestalten bei Männern und Frauen! Unter den Männern bemerkt man wahrhaft ideale Schönheiten; unter den Frauen mehr wirklich schöne, als verhältnismäßig bei uns, indeß weniger hübsche Gesichter; der Teint ist nicht so frisch, als im Norden, blühende Farben sind selten. Aber die Häupter eines Antinous, Augustus, Tiber, Marc Aurel, der Livia, Julia oder Faustina, die Du im Vatikanischen Museum bewunderst,

Kannst Du täglich auf den Gassen wandeln sehen, es ist noch immer derselbe Typus. So intensiv, so lebenskräftig ist dieses römische Blut, daß es sich immer wieder zur Racenherrschaft emporgearbeitet, alle andere Vermischung verwischt hat, obgleich die altrömische Bevölkerung der Umgegend gänzlich, die Bevölkerung der Stadt selbst fast ganz vernichtet und durch gothische, longobardische und germanische Colonisation ersetzt worden ist. Schön ist bei den Weibern die Form des Kopfes, der Ansaß des Halses an den Nacken, die Büste, die Haltung, der Gang; sie haben Neigung zum Starkwerden deshalb volle Arme und Hände, voll, wohlgeformt der Fuß und die Wade, denn Du mußt wissen, daß die Römerinnen, weniger neidisch als unsere deutschen Damen, es lieben, beim Gehen das Kleid sehr hoch zu heben und daß die Frauen der niederen Stände kurze Kleider tragen. In ihrer Toilette lieben sie grelle Farben, Sammt und Seide, selbst junge Mädchen verschmähen andere Stoffe. Das niedere Volk weiß sehr wohl, wie schön und kleidsam die Nationaltracht ist; eine Trasteverinerin ist zu stolz, als daß sie sich a la francese kleiden würde; sie geht aber, wenn sie irgend kann, in Seide und Spitzen, mit Schmuck überladen und fährt im Miethwagen Sonntags auf dem Pincio auf und ab, wie eine Prinzessin. Die römischen Elegants haben das Aussehen gepugter Barbiers oder Friseure, sind alle sehr schön, keiner von ihnen aber anständig gekleidet. In Deutschland erkennt man den vornehmen Mann meist an der Art und Weise, wie er sich kleidet, am Gesicht, an der Sitte, am ganzen Habitus. Hier ist das nicht der Fall, hier sehen alle gleich schön, aber gleich gewöhnlich aus, der Fürst wie der Kellner, der Handschuhmacher; wie kann ein Mensch, der sich den Nacken kahl scheeren läßt, rothe, gelbe oder meergrüne Cravatten und Handschuhe trägt, anständig aussehen? Ein englischer Bediente hat ein vornehmeres Aeußere wie ein italienischer Conte; Piombino gleicht einem deutschen Bierbrauer und Torlonia einem Käsekrämer.

Es ist eine schöne Straße, diese Condotti. Welchen Reichtum, welchen gediegenen Geschmack, welche Pracht und vortreffliche Arbeit in Goldsachen, Mosaiken und geschnittenen Steinen entfalten diese Läden der Juweliers vor unseren Augen; welche Vollendung in der Photographie in dieser sechs Fuß breiten und zwei Fuß hohen Ansicht des Forums, in den vielen kleineren Ansichten aus Stadt und Land! Wir biegen in den Corso ein. Von der Piazza del Popolo, deren Obelisk wir in der Ferne wie einen mächtigen Zahnstocher in die Luft hineinragen sehen, bis zum Venetianischen Plage mit seinem kastellartigen, zinnengekrönten, so ernstern, imponirenden Palast, dehnt sich die lange Straße aus, eine Pulsader des Verkehrs, wo Kopf an Kopf sich auf den Trottoirs drängt. Die Menschen eilen aber nicht geschäftig dahin, wie in London, Paris, Berlin, wo Zeit Geld ist; in breitem, trägem Strome fließt das Alltagsleben der ewigen Stadt dahin.

Rücksichtslos bleibt jeder vor den Läden stehen, mit denen aber auch der entschiedenste Flaneur bald fertig ist, denn sie können sich nicht mit denen messen, die andere große Städte aufzuweisen haben. Wie duldsam der Italiener ist! Hier liegt eine Gruppe von Arbeitern quer über das Trottoir gelagert; einige von ihnen verzehren ihr Mahl, andere spielen Karten, noch andere schlummern ruhig, auf dem Gesichte liegend, unbekümmert denjenigen Theil ihres Körpers, den die Natur am fleischigsten ausgestattet hat, der Bewunderung oder dem Reide Vorübergehender preisgebend. An einer andern Stelle hat ein Krämer seine Waaren auf dem Boden ausgebreitet und ein zahlreiches Publicum um sich versammelt, dem selbst die Wagen ausweichen. Aus dem Palaste Ruspoli, dessen lange Front im ersten Stock vom Café Nuovo eingenommen ist, weht eine mächtige französische Tricolore, denn General Boyon, der Dictator, wohnt dort; auf dem Balcon eines anderen Palastes an Piazza Colonna wiederum eine Tricolore, es ist der Cercle der französischen Offiziere; Tricoloren rechts, Tricoloren links, denn jeder General, jeder Oberst der Occupationstruppen hat seine Wohnung am Corso gefunden und sie mit einer Fahne gekennzeichnet. Aber es ist nicht bloß auf diese Weise, es sind die Schaaren der französischen herumspazierenden Soldaten mit ihrem insolenten Wesen, durch die wir an die leidige Fremdherrschaft auf jedem Schritte erinnert werden. Französische Aushängeschilder! Französische Sprache um uns herum! Selbst der Bettler redet uns mit „Moussiou!“ an, und der Plafertutscher streckt den Zeigefinger empor und ruft: „Vole bon vatour Moussiou!“ Es ist unausstehlich. Eine rauschende Militärmusik in sehr lebendigem Tempo tönt die Straße herab; wieder ist es eine Compagnie von diesen fatalen pioupious die den Adler von ihrem Oberst abgeholt hat und nach dem Vatikan auf Wache zieht, um die Person des heiligen Vaters zu schützen.

Wenden wir uns lieber den Facaden aller dieser Paläste zu, hier Ruspoli, dort Fiano, Chigi, Nicolini, Simonotti, Doria, Sciarra, Bonaparte, Torlonia, wie sie alle heißen; wie sind sie aus dem Vollen gearbeitet, mit welchem Aufwand von Gestein und Marmor. Worin liegt der Reiz dieser anderen Häuser? Es ist nicht ihre vorwaltende künstlerische Vollendung, nicht ihre prachtvolle Erhaltung, ihr malerischer Verfall, es liegt nicht in den flachen Dächern und zahlreichen Balconen — sondern vornehmlich darin, daß keine allgemeine Regel hindurchgeht und zu vielen gleichartigen Wiederholungen, wie bei uns führt; so wie die Individualität des Italieners scharf ausgeprägt ist, so auch die seiner Häuser, Fenster, Dächer, Schornsteine, Loggien &c. ordnet jeder, wie es ihm gerade recht ist, unbekümmert um Gesetz, Urtheil der Nachbarn und Kritiker. Auf Schönheit gibt der Italiener wenig, er richtet sich nur praktisch ein und sieht vor allen Dingen auf große und lustige Zimmer, die ihm Schutz gegen die Hitze gewähren. Das solide Material erlaubt alle

Extravaganzen; braucht er eine Fenster- oder Thüröffnung, so wird einfach die Mauer durchgeschlagen.

Bewundre hier am Corso die wundervollen Blumenbouquets, die man für wenige Bajochi an jeder Straßenecke feil bietet; welche Farbenpracht und Fülle der Blumen! Wie geschmackvoll gewunden! Im Januar und Februar die Veilchen, Krokus, Kamellien und Frühlingsblumen aller Art, im Sommer die prächtigsten Rosen. Doch wende Dich ab von den lieblichen Kindern Flora's sieh, welche eigenthümliche, unheimliche Gestalt, an die Zeiten der Inquisition erinnernd, hier vor Dir steht und schweigend die Blechbüchse hinhält; es ist sicherlich ein kirchliches Gewand, welches die Gestalt umhüllt, aber viel schauerlicher als das der Weltgeistlichen und Mönche, denen wir bisher so häufig begegnet sind; ein Mann vom Kopf bis zu den Füßen in ein langes härenes Gewand gekleidet, das Haupt in eine spitzzulaufende Kappe gehüllt, welche nur die Augen durch wie in eine Maske eingeschnittene Augenlöcher hindurch sehen läßt, die Lenden mit einem Strick umgürtet! Die bloßen, mit Sandalen versehenen Füße sind weiß und zart wie die Hände und lassen auf einen Menschen aus den höheren Ständen schließen. Es ist einer von der büßenden Bruderschaft der Sacconi, welcher für die Armen Almosen einsammelt. Es gibt graue, gelbe, schwarze, blaue und rosenrothe Sacconi, Laien, die sich zu mildthätigen Zwecken, um ein Gelübde, eine Kirchenbuße zu lösen, vereinigt haben. Gespenstisch durchziehen sie zuweilen in der Fastenzeit die Straßen, in Reihen geordnet, die vordersten Menschenschädel und Knochen in der Hand, die anderen ein Licht tragend.

Doch wir verlassen den Corso und wenden uns in der Richtung des Navonaplazes. Bald umfassen uns die engen und kleinen Gassen acht römischer Stadttheile, himmelhohe Häuser, eine mephitische Ausdünstung. Da liegt auf einem officiellen Kehrichthaufen, den die Ueberschrift „Immondez-zajo“ an der Mauer des danebenstehenden Hauses legitimirt, ein todter Hund im Zustande weit vorgeschrittener Verwesung, und aus dem Fenster schaut aus einer reichen Garnirung von Strümpfen, Hemden, Unterröcken, Frauenhosen und Bettlaken eine elegante Frauengestalt herab; sie, deren Geruchsorgane sich beleidigt fühlen würden durch den Parfüm von Patschouli, Eau de Cologne, scheint keine Empfindung für die Dünste zu haben, welche dem Kehrichthaufen entströmen. Wir passiren den Platz della Minerva; ein Trupp päpstlicher Jouaven in geschmackvoller grauer, rothverbrämter Tracht, begegnet uns an einer Stelle, wo einer ihrer Kameraden jüngst durch Meuchelmord fiel; denn diese Truppe ist verhaßt, weil das Volk von ihr weiß, daß sie sich rücksichtslos für die Sache schlagen werde, der sie sich geweiht hat. Wir erreichen den Platz vor dem Pantheon. Da steht es vor uns durch anderthalb Jahrtausende geschwärzt, obchon seines äußeren Schmuckes beraubt, wiederholt

von Feuersbrünsten verheert, vom Strome übersluthet, dennoch das wohlhaltenste Denkmal des Alterthums. Es ging mit geringen Veränderungen vom heidnischen zum christlichen Gottesdienste über, und der Lichtstrom, welcher dereinst durch die Rundung in der Wölbung auf den ganzen Kreis heidnischer Gottheiten quoll, schaut jetzt herab auf den Cultus der Madonna, auf das Grab des Raphael. Die grandiose Säulenhalle des Portikus ist mit einem Eisengitter umschlossen, innerhalb dessen Kinder mit Kupfermünzen a la boccia spielen, und Federviehändler sich etablirt haben. Auf dem Plage aber um die Fontaine ist ein reges, buntes Leben von Leuten aus dem Volke; Gärtner, Fleisch- und Wildprethändler, Fischer zc. haben auf der Erde oder in Buden ihre Producte ausgebreitet, um sie herum ist eine Art Börse für die Getreidehändler. Hier hat sich die Menge geschaart um neapolitanische Bänkelsänger, die zur Guitarre ein beliebtes Volkslied singen, in einem Dialekt, der uns gänzlich unverständlich ist; dort steht auf einem mit rothem Tuche und Goldfranzen ausgeschlagenen Wagen ein Marktschreier, ein reisender Medicus, welcher Mittel gegen Schlangenbiß, bösen Blick, Ungeziefer, ferner Liebestränke und Wische anpreist und eben beschäftigt ist, einem Unglücklichen einen Backzahn auszureißen.

Laß uns vorüberwandern an diesen Bildern, die in italienischen Städten zu den Alltäglichkeiten gehören, weiter nach dem Navonaplage. Ein päpstlicher Stallmeister kommt daher gesprengt und gebietet Raum zu geben, einzelne Nobelgarden folgen ihm und zwingen die Wagen zu halten oder in die Nebenstraßen auszuweichen; die Insassen steigen zur Erde herab. Der Papst fährt an uns vorüber im langsamen Trabe, umgeben von einem Trupp prächtig gekleideter und berittener Nobelgarden. Alle anderen Menschen und auch wir sinken auf die Knie. Es ist ein alterthümlicher Aufzug, der an längst verschollene Zeiten erinnert. Die acht schwarzen Hengste vor der reich vergoldeten Glasfutsche, die Geschirre der Pferde, die Reitknechte, die Bedienten, alles als ob es dem vorigen Jahrhundert entnommen sei; der Papst mit seinem milden, freundlichen Gesichte breitet segnend die Hände über die Menge aus. Mehre schwere, ebenso altmodische Wagen, mit Cardinälen darin, folgen. Aber die begeisterten *Evviva's* lassen sich schon seit langer Zeit nicht mehr hören, die den Papst vor vierzehn Jahren auf seinen Ausfahrten begleiteten; heut bringt man die Ovation dem heiligen Vater, nicht der Person des weltlichen Regenten dar. Die Kirche, von welcher der Zug herkommt, die heut irgend ein Fest gefeiert hat, ist äußerlich und innerlich prächtig geschmückt mit rothen, weißen und goldenen Drapirungen, mit Laubgewinden und Blumenkränzen. Die breite Freitreppe ist bestreut mit duftendem Buchsbaum; Schweizergarden, in der Tracht von Uri des 15. Jahrhunderts, mit dem großen Schwert an der Seite und der Hellebarde in der Faust, halten an den Thüren Wache; das Volk strömt

hinein und heraus. Von den 210 größeren Kirchen der Stadt feiert jede außer dem Stiftungsfeste noch den Namenstag irgend eines Heiligen, diese oder jene kirchengeschichtliche Begebenheit. Man kann sich also vorstellen, wie kein Tag vergeht, ohne mindestens eine dieser Kirchenfeierlichkeiten gesehen zu haben, und wenn sie auch mit dem vollendetsten Geschmacke, mit dem großartigsten Pompe, der in St. Peter, wenn der Papst in der Procession einherzieht, seinen Culminationspunkt erreicht, aufgeführt werden, so verlieren sie doch durch die ewige Wiederholung bald von ihrem Reize.

Wir sind auf dem Navonaplag, dem umfangreichsten der Stadt, denn er nimmt den ganzen Raum des alten Circus agonale ein, dessen Form man deutlich erkennen kann. Ein großartiger Springbrunnen, zwei kleinere zu seinen Seiten zieren den Plaz. Was Rom von allen anderen Städten unterscheidet, ist die Menge der Fontainen auf öffentlichen Plätzen und in den Straßen. Von den elf Wasserleitungen der Cäsaren und Consuln sind drei wieder hergestellt, um eine Fluth gesunden und kühlen Wassers in die Marmorbecken zu ergießen. Die Aqua Paolina versorgt den ganzen Stadttheil des rechten Tiberufers mit Wasser, füllt die unvergleichlichen Fontainen des Petersplatzes und speist, unter dem Ponte Sisto über den Fluß geleitet, die Brunnen am Farnesischen und Navonaplag. Wer in Rom war, hat jene altberühmten Hügel des Janiculus besucht, die von Vorfenna bis zu den Zeiten der letzten französischen Belagerung so manches feindliche Heer über der Stadt erscheinen sahen; wer hat nicht dort, wo die Aqua Paolina in mächtigen Wasserströmen hervorbraust, über San Pietro in Montorio hinweggeschaut über die ewige Stadt und das Land bis zu den fernen Bergen, die der Abend mit wundervoll farbigem Dufte, mit einem durchsichtigen Schleier bedeckt? Es ist bezaubernd schön, dort auf jener Höhe unter Wein- und Obstgärten und Ruinen. Auf dem weiten Trümmerfelde der Stadt sind, nächst dem Colosseum, die Ruinen der Thermen die bedeutendsten; geborsten strecken die gewaltigen Wölbungen und Mauern sich gen Himmel, zur Schmach der ungewaschenen Nachkommenschaft. Denn der moderne Römer hat einen Widerwillen, gegen den äußeren und inneren Gebrauch des Wassers; „fa male“ sagt er, trinkt Wein und badet sich nie. Zu seiner Ehre müssen wir aber gestehen, daß Hoch und Gering einen ebenso billigen als anmuthigen Luxus mit Wäsche treibt, und daß das reichlich zur Schau getragene Weißzeug der Nationaltracht stets von blendender Frische ist.

Der Navonaplag ist das Hauptquartier der Trödler und Antiquitätenkrämer, und der Sammler kann manchen interessanten Fund machen unter allen den Curiositäten, die vom elendesten rostigen Nagel, vom abgetragenen Schuh oder Hut bis zu vergoldeten Möbeln, römischen Alterthümern und den seltensten Büchern vor ihm ausgebreitet sind. Da ist neben der geschmacklosen Facade der Kirche S. Agnese ein Marionettentheater; ungeheure Anschlagzettel mit lebensgroßen,

buntgemalten Figuren des Arlechino, der Colombine, des Polichinell &c. erregen das Entzücken der Kinder und Landleute, und will man sich an den harmlosen und wirklich geistreichen Witz des Volkes erfreuen, so versäume man ja nicht den Besuch am Abende. Jeden Sonntag in den heißen Augusttagen wird der Navonaplag durch Verstopfung der Abzugsröhren unter Wasser gesetzt; es entsteht ein See, in welchem die Römer in carozza umherfahren, die Damen in elegantester Toilette; die Kinder aber streifen Hosen und Kleider in die Höhe und waten und sprizen im See, und an den Häusern entlang sitzen auf Stuhlreihen diejenigen, welche über keine Karosse zu verfügen haben, und freuen sich der Kühle, die das Wasser verbreitet. Hat die Stunde des Ave Maria geschlagen, so öffnen sich die Schleusen und am nächsten Morgen sitzen die Höckerweiber auf ihren alten Plätzen; das Wasser hat weiter nichts zurückgelassen, als einzelne Schlammtheilchen und todte Ratten.

Wenige Schritte vom Navonaplage steht an einer Straßenecke der Pasquino, eine vortreffliche, aber leider sehr verstümmelte antike Statue eines Kriegers. Ein poetischer Schuster wohnte im Mittelalter in der Nähe, ein witziger Hans Sachs, der die Erzeugnisse seiner satirischen Muse an diesen Torso flebte. Nach seinem Tode ging sein Name auf den Torso über, und in nachfolgenden Zeiten blieb dieser der Ort, wo alle satirischen Einfälle, alle Spottgedichte auf den Papst, das Governo, römische Zustände &c. angeklebt wurden; gewöhnlich unterhält sich Pasquino mit dem Marforio, einer ähnlichen Statue auf dem Hofe des Conservatorenpalastes, oder mit Madame Lucrezia, dem obern sehr verstümmelten Theil einer Roma oder Minerva hinter dem Venetianischen Platz. Neuerdings las man am Pasquino eine Affiche „la polizia e sporca“ d. h. „Die Reinlichkeit (Polizei) ist schmutzig“ in Bezug auf die vielen Verräther innerhalb der Sicherheitsbehörden. Pasquino ist eine gefährliche Persönlichkeit, der die Gensdarmen jeden Morgen mit Sonnenaufgang ihren Besuch abstatten, und sie während des Tages nicht aus den Augen lassen; aber er ist beliebt beim Volke, und während wir vor ihm stehen, macht ein Gassenjunge uns auf einen Fleck auf unseren Schuhen aufmerksam, damit wir hinuntersehen und durch die Hauptneigung Pasquino unseren Respect bezeugen. Es existirt eine Sammlung von Pasquinaden, die einen interessanten Commentar zur Zeitgeschichte bildet.

Neben dem Plage der Cancellaria, auf deren Treppe die römische Revolution von 1848 mit dem Meuchelmorde Pellegrino Rossis begann, über den Farnesischen Platz, an dem der durch seine Architektur so ausgezeichnete Palazzo Farnese steht, das Eigenthum des Königs von Neapel, das er jetzt ausbauen und einrichten läßt, erreichen wir das Ufer der Tiber und den Ponte Sisto, eine antike Brücke, die nach Trastevere hinüberführt. Welches Drängen von Fuhrwerk und Menschen auf dieser engen Brücke! Dennoch aber

bleiben wir einen Augenblick stehen, um den Tiber abwärts einen Blick auf das fremdartige und hinreißende Panorama zu werfen. Zu unseren Füßen strömt gelb und trübe der Fluß; an seinen Ufern zahlreiche Reste antiker Wasserbauten; thurmartig und in bizarren, wild durch einander geworfenen Massen steigen etagenförmig die Gebäude empor, mit Erkern, Balkonen, Blumentöpfen in den Fenstern, vielem an die Mauern gehängten Hausrath, mit jenem ruinenartigen Charakter, der allen italienischen Häusern eigen ist. Vor uns erblicken wir die Tiberinsel, welche der Sage nach durch in den Fluß hineingeschüttetes Getreide entstanden sein soll, jetzt aber einer mittelalterlichen Burg nicht unähnlich ist und durch hochgewölbte Brücken mit dem Festlande zusammenhängt. Der Fluß treibt einige Schiffmühlen, ein Fischer hebt träge das Netz; an den Ufern sieht es öde, wüst und unordentlich aus. Hinter der Tiberinsel schaut der kleine zierliche Vestatempel, neben der altbyzantinischen Kirche della Bocca della Verita hervor, überragt von dem schroff und felsig zum Fluß abfallenden Aventin, dessen Höhe mit den Klöstern San Sabina, San Alessio und dem Malthefer-Convent gekrönt ist. Links vom Aventin, der Palatin mit seinen gigantischen Ruinen der Kaiserpaläste; noch weiter links der Capitulinische Hügel; auf ihm, wie ein Castell mit Zinnen und Thürmen, das Capitol, die Kirche von Ara celi, der Palazzo Caffarelli, von dessen kleinem Gärtchen aus jüngst ein kranker König über die melancholische Stadt hinwegschaute. In der Ferne dehnen sich duftig mit schön geschwungenen Umrissen die Albaner Berge.

Die Trasteveriner rühmen sich, daß altrömisches Blut in ihren Adern fließe; sie sind stolz nicht bloß auf ihr bon sangue, sondern auch auf ihr bel sangue und letzteres mit Recht, denn es ist ein ungewöhnlich schöner Menschenschlag, der sich an körperlichen Vorzügen selbst vor den übrigen Römern auszeichnet, sich höher dünkt, die Vermischung mit ihnen vermeidet und so eine gewisse Abgeschlossenheit bewahrt hat. Selten sieht man in Trastevere eine modisch gekleidete Dame oder einen Cylinderhut, den die Leute bomba oder porto pranzo (Speiseforb) nennen. Wie schön ist aber auch die Tracht der Weiber! Eine rothe, mit Goldborten besetzte Jacke mit langen Ärmeln, ein feines weißes Linnentuch um Hals und Busen, ein grünes, gelbes oder blaues einfarbiges Seidenkleid, unten mit Sammetstreifen eingefast; im Haar ein silberner Kamm und eine wie ein Schwert geformte Nadel, und den Zopf umwunden mit rothem Seidenband, dessen Zipfel herabhängen.

Laß uns ein ander Mal tiefer in Trastevere eindringen; heut wollen wir auf dem linken Tiberufer zurückkehren und die Richtung nach dem Capitol einschlagen. Leider müssen wir deshalb den Ghetto passiren, das Judenviertel, eine Hölle an Gestank und Roth. In einem Labyrinth von hohen schwarzen Häusern, engen schmutzigen Straßen, die nicht befahren werden können, kaum

das Tageslicht eindringen lassen und eine mephitische Ausdünstung wie die Kloaken entwickeln, sitzen Männer, Weiber und Kinder, eine megärenhafte, von Schmutz starrende Bevölkerung mit struppigen, ungekämmten Haaren, im Ungeziefer fast verkommen, auf fußhohen Misthaufen, unter Lumpen und altem Hausgeräth und arbeiten, essen und trinken und flicken und scharren, als ob es gelte, der Welt ein Harlekinskleid zu nähen; wie die Ferkel wühlen die Kinder in denselben Düngerhaufen, auf denen Alt und Jung seine natürlichen Bedürfnisse verrichtet hat. Und welches Chaos von alten Uniformen, Männer- und Weiberkleidern, von allen Gegenständen, die andere Menschen schon lange als unbrauchbar weggeworfen haben, hängt in den Hausthüren. Wie sonst in der Welt, so beschäftigen sich auch die römischen Juden am liebsten mit Wucher und Kleinhandel; sie haben aber Verbindungen in den höchsten Regionen, und es soll einflußreiche Leute unter ihnen geben; gelangte doch ein jüdisches Geschlecht in der Person Anaklets auf den päpstlichen Stuhl. Die römischen Juden halten sich für die vornehmsten der Welt, durch directe Abstammung und Reinheit des Bluts vor anderen ausgezeichnet und betrachten jede Heirath in einen anderen Stamm als eine Mesalliance; sie haben ihre Aristokratie, und die Pracht und Herrlichkeit im Inneren ihrer Wohnungen soll seltsam contrastiren mit dem Glende des Aeußeren. Erst Pius der Neunte hat die entehrenden Gesetze aufgehoben, welche auf dem Volke lasteten, die Thore gebrochen, mittelst deren man sie allabendlich wie unreine Thiere einschloß und ihnen das Recht ertheilt, sich in der übrigen Stadt anzusiedeln. Wie ein Alp fällt es von unserer Seele, als wir bei dem Marcellustheater aus dem Ghetto heraustrreten.

Ein mächtiger hoher Karren, aus Balken roh gezimmert, mit Blockrädern, beladen mit einem großen Marmorquader und gezogen von acht Büffeln, bewegt sich vom Tiberufer, von der Marmorata kommend, langsam bei uns vorüber, irgend einem Künstleratelier in der modernen Stadt zu. Wer weiß, in welches entfernte Land der Block einst wandert, wenn der Genius ihn mit Form und Schönheit belebt hat? In diesen Büffeln liegt etwas Aegyptisches, an den Nil, die Sphinx, die Pyramiden Erinnerndes. Es sind Thiere mit gedrungennem Gliederbau, langem zottigem Haar, das auf dem Nacken und über den Augen besonders buschig ist, mit kleinen, tückisch aussehenden Augen, von wildem Aussehen. Drei oder vier Menschen, Beine und Schultern im Ziegenfelle gehüllt, lenken mit starken, langen Stangen das träge Gespann. Die Tiberniederungen nach dem Meere zu, die Pontinischen Sümpfe sind die Heimat dieser Büffel; dort finden sie, bis an den Hals im Schlamm liegend, oft nur die Nase daraus hervorstreckend, in dem ihnen lieben Element Schutz gegen Fliegen und Hitze.

Durch die Straße des tor de Spechi, welche den Verkehr der südlich von

Rom gelegenen Campagna in die Stadt hinein vermittelt, erreichen wir den Fuß des Capitolinischen Hügels. Wir steigen die breite Freitreppe empor, welche zu dem vom Capitol, vom Conservatorenpalast und dem Museum eingeschlossenen Platz führt, der mit der Reiterstatue Marc Aurels geziert ist, und treten einige Schritte in die Via del Campidoglio hinein, von der Ecke des Tabularium's das Forum Romanum überschauend.

Das Forum Romanum heißt heut Campo Vaccino; der Ort, von dem aus einst die Welt beherrscht wurde, ist zum Kuhfelde herabgesunken! Und doch, welch ein Duft von römischer Größe und Gewaltigkeit weht uns an aus diesen Trümmern, der Tempel, der Basiliken, der Triumphbogen! Wie großartig ist das Bild! Es ist in diesem Rom nichts Halbes, nichts Kleines, nichts Verschwommenes; wie ist alles hier so aus dem Großen geformt, mit charakteristischen Zügen geschnitten, was die Natur und die Menschen geschaffen haben! Wie mächtig packt es unsere Seele! Kommt hierher alle, die ihr mühselig und beladen seid! Schaut herab auf das Feld der Geschichte von dritthalb Tausenden, auf das Grab so vieler Völker, auf diese untergegangene Herrlichkeit, so ergreifend noch in ihrem Verfall — und das Dichten und Trachten eines einzelnen Menschenlebens wird Euch kleinlich erscheinen, wie das Sandkorn im Weltall.

„Gleich wie die Blätter im Wald sind die Geschlechter der Menschen.

„Blätter verweht zu der Erde der Wind, dann andere wieder

„Treibet der knospende Wald, wenn neu auflebet der Frühling;

„So der Menschen Geschlecht, dies wächst und jenes verschwindet.

Ilias VI, 146. ff.

Von Kirchen und Ruinen ist das Campo Vaccino umschlossen, mit aufrechtstehenden und zur Erde gestürzten Säulenresten besäet, die Aussicht geschlossen durch das Colosseum, dessen Mauern sich wie ein Gebirgsrücken auf einander thürmen, durch den sanften Abhang des Caelio, durch das Kloster von St. Bonaventura auf dem Palatin, mit seinen Palmen, in der Ferne durch den Monte Cavo der blauen Albanerberge. Quer über das Feld zieht sich eine von den Franzosen gepflanzte Akazienallee dahin. Da wo einst die Græcostasis stand, unterhalb der Farnesischen Gärten, die neuerdings in den Besitz des Kaisers der Franzosen übergegangen sind, lagern Kinder-, Büffel- und Pferdeheerden. In den Hallen der Constantinischen Basilika exerciren päpstliche Soldaten, und unter den Akazien zieht die französische Wachtparade auf. Viel Volk ist auf dem weiten Plage, lärmend und nichts thugend. Dort auf den Stufen einer Kirche ist eine Gruppe von Männern und Weibern um einen Mann versammelt, der ein halb verschmachtetes Kind auf den Armen trägt; er ist ein Winzer aus der Gegend von Porta S. Giovanni und das Kind ein Findling; der Mann kommt weit her und will das Kind nach dem großen Spital und Findelhaufe von S. Spirito tragen. Es ist noch ein weiter Weg; der Mann sieht

sich nach einer Mutter um, die dem Kinde Nahrung reiche; aber es ist keine da, und die Weiber lamentiren.

Da geht eine schöne Dame vorüber, ein Mädchen mit einem Säugling im Arme neben sich. Sie hört, um was es sich handelt — gewaltsam bricht sie sich Bahn — läßt sich auf die Stufen nieder, streift unbefangen das Kleid von Schulter und Busen und reicht dem fremden Kinde Nahrung. Dieses trinkt gierig und mit vollen Zügen, und nachdem es sich gesättigt hat, schläft es im Arm der Dame ein. — Aber das eigene Kind fängt an zu schreien: behutsam giebt die Dame das fremde dem Manne zurück und legt ihren Säugling an den andern Busen. Sieh, das ist auch ein Zug römischer Charitâ, zu dem man bei uns aus conventionellen Rücksichten schwerlich gelangt wäre! Wie eine Königin ging dieses schöne Weib von dannen.

Uns aber, Freund, laß zu dem nächsten Fiaker eilen, auf daß er uns zum Lepre, oder bescheidener zum Carlyn bringe, denn die Mittagsstunde ist lange vorüber, und uns verlangt nach leiblicher Nahrung. Nach Tische wollen wir hinaufgehen auf den Pincio.

Der Fremde, welcher, von Florenz kommend, Rom durch die Porta del Popolo auf dem Plage gleichen Namens betritt, erblickt vor sich den großen Obelisk, den Augustus aus Heliopolis kommen, im Circus Maximus aufstellen, Pius der Fünfte aber hier aufrichten ließ; strahlenförmig erstreckten sich die Via della Ripetta, Via del Corso, Via del Babuino in die Stadt; links aber baut sich, Terrasse auf Terrasse, der liebliche Pincio auf. Seine gemauerten Rampen, seine Steinballustraden und Bildsäulen, seine Pinien, Cypressen, Palmen und Aloen gewähren einen höchst freundlichen Anblick; es ist nicht die umfangreichste, wohl aber die schönste Promenade der Welt. In den Stunden von vier Uhr bis zum Ave Maria versammelt sich dort die elegante Welt, Militairmusik spielt, Equipagen fahren auf und ab, Spaziergänger drängen sich auf den Wegen der Anlagen, die mit Springbrunnen und den Büsten berühmter Italiener geschmückt sind. Von der Stadt aus gelangen wir dorthin, indem wir die große Treppe des Spanischen Platzes hinaufsteigen, dann uns links wenden, vorüber bei der Villa Medici, jetzt Academie Francaise, und bei dem zierlichen Kaffeehause. Wir treten an die Ballustrade heran und erfreuen uns der herrlichen Aussicht über Rom. Wir überblicken die Stadttheile des Marsfeldes, jenseit des Stromes die Engelsburg, St. Peter mit seiner ungeheuren Kuppel, die Palast- und Häusermassen des Vatikan, der päpstlichen Residenz, dahinter steigt der Monte Mario auf, an dessen Abhange die verfallene Villa Madama, auf dem Kamme unter dunklen Cypressen die Villa Mellini und andere gelegen sind; weiter links der grüne Abhang des Janiculus; aus welchem zahlreiche Landhäuser, das Kloster von St. Onofrio mit der Tassoeiche, St. Pietro in Montorio, wo der Apostelfürst den Märtyrertod starb, und die

Aqua Paolina hervorblicken; über die Basteien auf dem Höhenrande ragen die Pinienhaine der Villa Pamphili hervor. Links schweift der Blick weiter über das große Hospiz von St. Michele hinweg in die Campagna, während er, wenn wir uns noch mehr nach dieser Seite wenden, begrenzt wird durch den Capitolinischen Hügel, durch den Torre della Milizie und durch den päpstlichen Palast auf dem Quirinal. Auf der anderen Seite des Pincio sieht man hinab in den Park der Villa Borghese und über das dunkle Laub der immergrünen Steineichen hinweg auf das Sabinergebirge und die Schneegipfel der Abruzzen. Von den Spaziergängern ist die Hälfte französische Soldaten, der Rest eine bunte Gesellschaft. Hier wandelt ein Cardinal im scharlachnen Mantel, ditto Strümpfen, Handschuhen und Band um den Hut, mit seinem schwarzen Gentiluomo auf und ab, gefolgt von drei Bedienten in schlotternden, abgeschabten Livreen; die rothe Carosse fährt langsam nebenher. Da kommt ein Zug von Jünglingen und Knaben daher in langem taftartigen Ueberwurf mit herabhängenden Ärmeln, eine Schärpe um den Leib und auf dem Kopfe den Dreimaster der Jesuiten; paarweise gehen sie; ein komischer Contrast, die jugendlichen Gesichter und der ehrbare Anzug. Es sind Zöglinge der geistlichen Collegien, die Nationalitäten durch Farben geschieden, die rothen sind die Deutschen, die violetten Franzosen, die hellblauen Engländer und Schotten, die weißen Spanier und die schwarzen von der Propaganda Fide, junge Missionäre, in allen Sprachen der Welt redend. Außerhalb der Stadt sieht man zuweilen, wie diese Knaben die Ehrbarkeit bei Seite legen, das Gewand hoch schürzen, laufen, springen und spielen, wie andere ihres Alters. Um uns herum hören wir wenig Italienisch, etwas Deutsch, viel Englisch und noch mehr Französisch reden. Die Deutschen erkennst Du an der vernachlässigten Toilette und an der Bescheidenheit, mit der sie auftreten, die Engländer an ihrem praktischen, soliden, um die übrige Welt unbekümmerten Wesen und Anzuge, an dem schlanken Wuchse und dem frischen, gesunden, thatkräftigen Aussehen. Alle Franzosen und Französinnen haben einen fatalen Anstrich von *demi monde*. Die Römerin rauscht in Sammet und Seide mit stolzer Haltung und ruhigem Blicke an uns vorüber; der Mann an ihrem Arme trägt einen ganz neuen Hut, neue Handschuhe und einen frischbereiteten Scheitel, raucht aber die billigsten und übelriechendsten Cigarren. Man sieht viele sehr elegante Equipagen. Die Römerin von Stande zeigt sich öffentllch nie zu Fuß; hat sie Einkäufe zu besorgen, so läßt sie ihren Wagen vor dem Laden halten und der Kaufmann muß sich mit den gewünschten Waaren an den Wagenschlag begeben. Auf dem Pincio siehst Du sie täglich, wie sie in die Kissen nachlässig zurückgelehnt mit halb zugeschlossenen Augen, gelangweiltem Gesicht auf die Fußgänger herabschaut, diesen oder jenen Bekannten mit einer graziösen Kopf- und Handbewegung grüßend. Jahr aus Jahr ein fährt sie um vier Uhr in die Villa Borghese, dann auf den Pincio und nach dem Ave Maria den Corso auf und ab, und man sagt, daß viele nie die Campagna, nie das Colosseum gesehen haben. Horch! die Musik spielt soeben ein deutsches Lied: Rückens „Wer will unter die Soldaten“ zc. Uns hüpfst das Herz; wir fragen einen rothhosiigen Soldaten, was das für ein Stück sei, und er antwortet: „c'est le chant des cent gardes“. Sehen wir uns auf eine Bank und lassen wir die Menschen an uns vorübergehen. Wer ist der dort? Es ist Lord A., der bei Sebastopol einen Arm verlor; jene Dame ist Lady D., deren Mann in Indien umgebracht wurde und die nicht gleichgültig gegen den vornehm aussehenden Mann sein soll, der an ihrem Wagen steht; dieser aber ist der Expräsident einer südamerikanischen Republik, der, um ans Ruder zu gelangen, die ganze Notablenversammlung seines Vater-

landes en bloc umbringen ließ; ein interessanter Mensch! Da geht die magere Ludmilla A. mit ihrem spitzigen unangenehmen Gesicht, und vorüber reitet Elpis Melena, sie, die besser ist, als ihr Ruf. Der Mann dort im abgetragenen Rock, mit der blauen Brille, ist Doctor B., vermutlich in Rom, um in der schmutzigen Wäsche des päpstlichen Hofes zu framen. Jene schwarze Dame ist Gräfin S. S., die einen Stoff für einen Roman sucht, wie Louise Collet im vorigen Jahre einen Consolateur. Unter jenem Baume steht eine Gruppe junger Leute, denen man auf 50 Schritte ansieht, daß es preussische Offiziere sind, und hier, der kränklich aussehende junge Herr ist der Correspondent der Augsburger Allgemeinen, der dieses Blatt so emsig mit Artikeln versieht, die das Staunen und den Humor der in Rom lebenden Deutschen erregen. Im leichten Ponywäglein rollt der liberale Piombino vorüber, und der kleine, ungebeuer dicke, wunderbar aussehende, bartlose Mensch, den Piombino so vertraulich grüßt, ist ein Bonaparte, der Duca di Musignano, Sohn Lucian's Canino, der sich neulich von der schönen siebzehnjährigen Tochter des Principe Aldobrandini einen so eclatanten Korb holte. In einem unscheinbaren Miethwagen sitzt Graf Trapani, Bruder des neapolitanischen Exkönigs, seine Frau, eine Gouvernante und drei Kinder. Graf Trani, des Königs jüngerer Bruder, Gemahl der jüngeren Schwester der Königin, lenkt selbst ein feuriges Viergespann; seine Frau aber fährt mit der Königin, beide einander zum Verwechseln ähnlich, in einem Wagen auf und ab, auf dessen Rücksitz wir fast den König übersehen hätten. Uns sind diese deutschen Fürstinnen höchst interessant, dem Römer aber vollständig gleichgültig, er ignoriert sie.

Die Schatten sind violett und lang geworden, die Landschaft ist gebadet in einem Meere goldigen Abendglanzes, die Sonne neigt sich hinter dem Dome von St. Peter ihrem Untergange zu. Die Musik verläßt den Pincio, die Menschen strömen heimwärts, denn es naht die Stunde, wo es gefährlich ist im Freien zu weilen. Wir verbringen diese Stunde in einem der Cafés, schlendern dann noch einmal den Corso auf und ab, und auch unser Tagewerk ist vollbracht. Wenn, wie auf einen Zauberschlag, die Glocken des Ave Maria von allen Kirchtürmen erschallen, so halten die Wagen, die Fußgänger bleiben stehen, ziehen den Hut, und in der Nähe einer Kirche lassen sie sich auf die Kniee nieder; es ist ein erhebender Augenblick, aber nur ein Augenblick, denn sind die Glocken verhallt, so tritt das geräuschvolle Treiben wieder in seine alten Rechte. In der heißen Jahreszeit ist dies die Stunde, zu welcher das eigentliche Leben erst beginnt, um sich bis tief in die Nacht hinein auszudehnen. Mit der Dunkelheit erscheinen die schweigsamen Carabinieripatrouillen zu vier Mann, die langsam alle Straßen durchziehen; es sind aber aufgeregte Zeiten, und häufig erareißt die Behörde umfassendere Vorsichtsmaßregeln, so häufig, daß auf den öffentlichen Plätzen aufgestellte Bataillone, die Straßen auf und ab marschirende Compagnien zu den Alltäglichkeiten gehören, die niemand weiter beachtet. Die öffentliche Sicherheit ist in Rom so gut, wie in irgend einer anderen größeren Stadt, besser wie in London und Berlin, trotzdem man hier das Institut der Nachtwächter nicht kennt. Raubmorde sind selten, und erwägt man, daß in italienischen Häusern keine Thüre, kein Schloß schließt, daß die Straßen sehr mangelhaft erleuchtet sind, so muß man erstaunen über die geringe Zahl der Diebstähle.

Auch der Frühling hat seine milden Nächte. Indem wir uns felicissima notte zurufen, fächelt zu den offenstehenden Fenstern eine laue Luft herein, der Platz ist vom Mondlicht übergossen, die Fontana del Tritone rauscht und die Pinien und Cypressen im Garten des Palastes Barberini setzen sich dunkel und schwermüthig vom klaren Himmel ab. Im Schatten der Häuser stehen einige

Männer, die zur Guitarre und Mandoline ein Lied singen, dessen oft wiederkehrender Refrain ist:

Occhio morello, morino, moreto

Ha fatto occhietto, ha detto di si!

d. h. „das schwarze Auge hat mir zugenickt und mir Ja gesagt“. Vermuthlich gilt dieses Ständchen einer von jenen Frauengestalten, die sich dort auf dem Balkone erkennen lassen, vielleicht ist es eine von ihnen, die dem glücklichen Amoroso das occhietto gemacht hat.

Noch einmal „felice notte!“

Siegels griechische Marmorbrüche.

Zu den interessantesten Persönlichkeiten, deren Bekanntschaft der in Griechenland reisende Deutsche zu machen pflegt, gehört der schon seit zwei Jahrzehnten dort ansässige Bildhauer Siegel, ein geborner Hamburger. Vom König Ludwig hierhergeschickt, um den Löwen auszuführen, der auf einem Felsblock bei dem vor den Thoren Nauplia's gelegenen Dorfe Pronia das Andenken an die in Griechenland gefallenen Bayern verewigt, entledigte er sich dieses Auftrags, trotz der von den Griechen gegen das Unternehmen gesponnenen Ränke mit Glück. Später fand er Anstellung als Professor der Sculptur an dem polytechnischen Institut zu Athen, in welcher Eigenschaft er mehre tüchtige Schüler, unter andern Dorsch, bildete, der zu großen Erwartungen berechtigt. Vor allem aber erwarb er sich Verdienste durch die Streifzüge, die er durch das Land und seine Inseln machte, und auf welchen er die seit Jahrhunderten verlorenen und vergessenen Brüche wiederauffand, aus denen die Alten, namentlich die Römer, ihren bunten Marmor bezogen.

Von großem Werth war unter diesen Funden des deutschen Professors besonders die Wiederentdeckung des Bruches, der den einst hochgeschätzten Ophtes liefert. Noch wichtiger aber war seine Wiederauffindung anderer alter Brüche, aus denen Rom seinen grünen und seinen rothen Marmor — verde und rosso antico — erhielt, und die, von Siegel angekauft, jetzt schon seit Jahren ihr prächtiges Gestein wieder nach dem Abendlande senden.

Die Brüche, von welchen der grüne Marmor kommt, befinden sich auf der Insel Tinos; der, welcher den rothen liefert, liegt in der Nähe von Kafobule, am Kap Matapan, dem alten Tánaron. Tinos, einst Genos, die bevölkerteste der Cycladen, ist von Syra, dem Haupthandelsplatz Griechenlands und Centralpunkt aller Dampferlinien der Levante, nur zehn Seemeilen entfernt und kann daher von hier mit Dampfschiffen in einer Stunde erreicht werden, und die betreffenden Marmorbrüche liegen äußerst günstig für eine Ausbeutung und Verwerthung in großem Maßstab. Man trifft sie auf der nördlichen Seite der